

Susanne Dungs/Uwe Gerber/Eric Mührel
(Hrsg.)

Biotechnologie in Kontexten der Sozial- und Gesundheitsberufe

Professionelle Praxen – Disziplinäre Nachbarschaften – Gesellschaftliche Leitbilder



PETER LANG

Frankfurt am Main · Berlin · Bern · Bruxelles · New York · Oxford · Wien

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
 Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
 in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
 Daten sind im Internet über <<http://www.d-nb.de>> abrufbar.

Umschlagabbildung:

Die Frau ohne Eigenschaften: ganz in Weiß
 mit Utensilien in Weiß. Weiß sie, was kommen wird,
 was sie braucht, was sie will, welche Eigenschaften
 sie haben möchte? Medien, Technik und Ökonomie
 als Stilisten weiß-unschuldigen Lebens, als Heilsbringer
 und Optimierer von Eigenschaften, gar des Lebens?
 Soziale Arbeit mischt sich ein in diese Straßenkunst.
 Foto von Professor Dr. Bernd Beuscher, Duisburg.

Gedruckt auf alterungsbeständigem,
 säurefreiem Papier.

ISBN 978-3-631-57779-0

© Peter Lang GmbH
 Internationaler Verlag der Wissenschaften
 Frankfurt am Main 2009
 Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich
 geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des
 Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages
 unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für
 Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die
 Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany 1 2 3 4 5 7

www.peterlang.de

INHALT

Vorwort	9
<i>Uwe Gerber</i> „Berater“ von Albrecht Genin	11
<i>Susanne Dangs, Uwe Gerber, Eric Mühl</i> Einführung. Biotechnologie in Kontexten der Sozial- und Gesundheitsberufe	15
I PROBLEMHORIZONT	
<i>Susanne Dangs</i> Soziale Arbeit zwischen aktivierender Sozialpolitik und determinierender Biopolitik. Einsprüche gegen die fortschreitende Zergliederung des Menschen	33
II PROFESSIONELLE PRAXEN	
<i>Dieter Schäfer</i> Genetische Beratung bei erblichem Brust- und Eierstockkrebs	63
<i>Andrea zur Nieden</i> Die Verkörperung des genetischen Risikos. Gentests für Brust- und Eierstockkrebs aus der Sicht von »Betroffenen«	83
<i>Alexander Bogner</i> Wem hilft die genetische Beratung?	99
<i>Iris Junker, Matthias Kettner</i> Wunscherfüllende Medizin, private Dienstleistungsmedizin und die Ausdifferenzierung der Arzt-Patient-Beziehung	113
<i>Amin Sohns</i> Bioethische Aspekte in der Frühförderung und Sozialpädiatrie	125

	<i>Roxen Porz, Jackie Leach Scully</i> Entfremdung und Absurdität? Die prädiktive Gendiagnostik aus der Patientenperspektive	143
	<i>Heribert Renn</i> Biopolitik und Behinderung. Behindertenrechtliche und -politische Aspekte aus der Sicht »Betroffener« und ihrer Verbände	159
III	DISZIPLINÄRE NACHBARSCHAFTEN	
	<i>Erika Feyeraabend</i> Molekulargenetische Wahrheitssuche. Sozial- und gesundheitspolitische Auswirkungen humangenetischer Entwicklungen	179
	<i>Ulrich Gebhard</i> Alltagsmythen und Alltagsphantasien. Wie sich durch die Biotechnik das Menschenbild verändert	191
	<i>Christoph Rehmarm-Sutter</i> Reproduktion und Regeneration. Wie Biotechnologien Fortpflanzung und Familien verändern	221
	<i>Hans-Ulrich Dallmann</i> Reaktionen der Pflege auf den biomedizinischen Fortschritt. Die Funktion der Rede von Ganzheitlichkeit für die Positionierung der Pflege	233
	<i>Anne Klein, Anne Waldschmidt, Miguel Tamayo Korte</i> Bioethik im Alltag: die Online-Debatte „1000fragen.de“	253
	<i>Hardy Frehe</i> Identifikationslogische Zuspitzung des Selbst-Monitorings durch Biotechnologien. Zur Selbstbeobachtung, zu spätmodernen Müllbeseitigungsanlagen und zum In-sich-Stehen	269
	<i>Eric Mühlrel</i> Soziale Arbeit im Menschenpark. Zwei Briefe an die Freunde der humanistischen Professionen der Sozialen Arbeit	297

IV	GESELLSCHAFTLICHE LEITBILDER	
	<i>Ueli Mäder</i> Neue Identität in der Risikogesellschaft	313
	<i>Gerhard Gamm</i> Der unbestimmte Mensch. Die gebrochene Mitte des Selbst als irreduzible Lücke im Sein	325
	<i>Lukas Obly</i> Suggestive Dominanz. Eine gentechnologische Vision	345
	<i>Christina Aus der Au</i> Ein neues Menschenbild der Neurowissenschaften?	359
	<i>Uwe Gerber</i> Auf was und wen Sozialarbeitende achten sollten im Technik-Park	379
	<i>Thomas Lenke</i> Der Wille zum Wissen. Genetische Risiken, mündige Subjekte und gefährliche Individuen	391
	<i>Hiltrud Breyer</i> „Eine Eizelle zum Ersten, zum Zweiten, zum Dritten...“. Die Aus-höhlung der Werte in der Europäischen Union	403
	AutorInnenbiogramme	411

Neue Identität in der Risikogesellschaft

Ueli Mäder

„Rüstungsausgaben so hoch wie noch nie“, titelte die Basler Zeitung am 13.6.2006. Und: „Es besteht das Risiko, dass Afrika austrocknet“. Ja, was geschieht, wenn viele Menschen keinen direkten Zugang zum Wasser haben und wichtige Ressourcen privatisiert und monopolisiert werden? Auch beim Öl. China hat seit der Jahrtausendwende seinen Bedarf in drei Jahren verdoppelt. Noch sind die USA der größte Verbraucher und deshalb auch an den Reserven im Irak interessiert. Soziale und ökologische Risiken verschärfen sich und kennzeichnen die fortschreitende Moderne. Dabei interessiert, ob die industrielle Moderne zu einer reflexiven avanciert, die Risiken bewusst angeht. Vielleicht fördern die komplexen Problemlagen auch eine neue Identität, die Ambivalenzen zulässt, ohne in Beliebigkeit abzudriften. Das sind die Fragen, die hier interessieren.

In der Risikogesellschaft wechselt laut dem Soziologen Ulrich Beck (1986, 25) die Logik der Reichtumsverteilung zur Logik der Risikoverteilung. Dabei geht es nicht nur darum, sich die Natur nutzbar zu machen. Vielmehr gelangen die Folgeprobleme der technisch-ökonomischen Entwicklung in den Vordergrund. Das führt dazu, dass die Moderne ihren eigenen Prozess stärker reflektiert und beeinflusst. Neue solidarische Bande zeugen davon. Sie stehen den verschärften Konkurrenzlagen und Risiken entgegen. Ich komme darauf zurück, gehe aber zunächst kurz auf die zentralen Begriffe und dann darauf ein, wie sich Risikodiskurse wandeln und im individuellen und gesellschaftlichen Selbstverständnis dokumentieren.

1. Begriffe

Identitas (lat.) heisst ursprünglich Wesenseinheit und meint die Einzigartigkeit eines Lebewesens. Der Entwicklungspsychologe Erik H. Erikson (1975) orientiert die Dimensionen der Identität an der reifen Persönlichkeit, die allmählich heran wächst und ihren inneren wahren Kern entdeckt. Der Sozialpsychologe Heiner Keupp (2002) analysiert hingegen eine Identität, die ihre eigene Patchwork-Biographie zusammen bastelt und situativ anpasst. Diese neue Identität konstituiert sich im Kontext widersprüchlicher Normalität. Früher waren gesellschaftliche Erwartungen klar definiert. Wer sie erfüllte, wurde positiv sanktioniert. Es galt, Anspruch und Real-

tät kongruent aufeinander abzustimmen. Heute scheint hingegen alles ambivalent, individuell konstruiert und schier beliebig zu sein.

Normalität ist ein Maß aus der Chemie, das genau festlegt, was normal ist. Naturwissenschaften arbeiten damit. Und nicht nur sie. Wir haben alle unsere Vorstellungen von Normalität. Sie sind historisch und kulturell geprägt. Der Psychoanalytiker Arno Gruen (1987) problematisiert die Konformität der Normalität und kritisiert den Wahnsinn der Normalität. Der Kabarettist Franz Hohler fragt in seinem Bühnenprogramm, wie normal die Normalität ist? Soziologisch ist eine Norm eine Richtschnur. Sie gibt sozial vereinbarte Regeln des Handelns vor. Die einen sind fest gezurrt und recht stabil. Sie tradieren sich mehr oder weniger so, wie sie sind oder zu sein scheinen. Andere weichen sich auf und formieren sich neu.

Solidarität bedeutet Zusammengehörigkeit, Verbundenheit. Sie lässt sich auf drei Wurzeln zurückführen: eine republikanische, eine sozialistische und eine katholische. Die republikanische (Volks-)Verbundenheit kommt im Patriotismus zum Ausdruck. Um Gegenmacht, Zusammenhalt und soziale Einrichtungen geht es der Arbeiter-Bewegung. Der Solidarismus der christlichen Sozialphilosophie argumentiert mit der Gleichheit vor Gott. Bedingungen für Solidarität können soziale Ähnlichkeiten, gemeinsame Werteorientierungen, extreme Bedrohungen oder die Einsicht sein, dass eine Gesellschaft auseinander fällt, wenn sich deren Mitglieder vorwiegend am Eigennutz orientieren. Solidarität kann auch den Einsatz für ein Gemeinwesen bedeuten, das niemanden ausschließt. Eine neue Solidarität entsteht. Vielleicht aus freien Stücken? Sie löst laut Ulrich Beck die alte ab, die aus Not oder Angst zustande kam.

2. Diskurswandel

Die Menschen machen ihre eigene Geschichte, aber sie machen sie nicht aus freien Stücken, schrieb Karl Marx im achtzehnten Brumaire des Louis Bonaparte (1852, MEW 8/1972). Und der Existenzphilosoph Jean-Paul Sartre (1960) fragte, was der Mensch aus dem macht, was die Verhältnisse aus ihm gemacht haben. Er betonte die Dialektik zwischen Individuum und Gesellschaft. Aber diese kontextuell geprägte Dynamik scheint passé zu sein. Der Blick verlagert sich von der Gesellschaft zum scheinbar autonomen Individuum. Das zeigt sich auch bei gängigen Diskursen über neue Risiken, die sich angeblich stark individualisieren. Die klassische Versicherungslehre hält indes weiter an der Normalität von Risiken fest. Zudem sind im Risikoverhalten deutliche Sozialisationsmuster feststellbar. In der Atomanlage La Hague (Normandie) gelten leichte Strahlungen als männliche Feuertaufe, wie Françoise Zonabend in „La Presqu'île au nucléaire“ (1989) beschreibt.

Vor über zwanzig Jahren fand eine Atomkatastrophe in Tschernobyl statt. Der Soziologe Ulrich Beck (1986) diskutiert in seinem Buch über die Risikogesellschaft, wie demokratisch die Strahlen und der Smog sind. Sie kennen keine Grenzen. „Not ist hierarchisch, Smog ist demokratisch“, so Beck (1986, 48). Wer die Umwelt schädigt, zieht sich selbst in Mitleidenschaft. Täter werden zu Opfern. Was sie verursachen, fällt auf sie zurück. Beck nimmt zuversichtlich an, dass die erhöhten Umwelt Risiken das ökologische Bewusstsein und soziale Engagement fördern. Er betrachtet Risiken und Krisen als Chancen. Sie fordern zum Handeln heraus. So verwandelt sich die industrielle Moderne in eine reflexive, die mehr das antizipiert, was auf uns zukommen kann.

Wir befinden uns laut Ulrich Beck heute im Übergang von der industriellen zur reflexiven Moderne und leben im „Zeitalter des Und“. Wir bewegen uns von ultimativen Konstellationen zu pluralistischen. Das „Sowohl-als-auch“ löst das „Entweder-oder“ ab. Diese Haltung wird komplexen Strukturen mehr gerecht. Dies nicht im Sinne einer Offenheit, die alles offen lässt. Grenzen und Verbindlichkeiten sind neu auszuhandeln. Wir müssen nicht alles tun, was wir tun können. Dass Risiken unterschiedlich verteilt sind, hat Konsequenzen. Wer über genügend Ressourcen verfügt, betrachtet Risiken und Krisen eher als Chance. Er ist zuversichtlich, dass sich auch in der Bedrängnis irgendwo eine Tür öffnet. Wer indes mit dem Rücken zur Wand steht, handelt ängstlicher. Er zieht sich zurück oder flüchtet nach vorn und verausgabt so viel Energie für wenig Erfolg.

Ulrich Beck vertritt seine Individualisierungsthese „jenseits von Klasse und Schicht“ (1986, 121). Drei Aspekte kennzeichnen nach seiner Darstellung die Individualisierung: erstens die Herauslösung aus historisch vorgegebenen Sozialformen, zweitens der Verlust traditioneller Sicherheiten und drittens neue Formen sozialer Einbindung, die sich dank Wahlmöglichkeiten ergeben. Diese Prozesse lassen sich da und dort empirisch fest machen. Aber wie ausgeprägt kommen sie zum Tragen? Hebt die Individualisierung soziale Klassen einfach auf? Und egalisiert sie die Risikoverteilung? Gewiss gibt es auch gut Gebildete, die erwerbslos sind. Aber das belegt noch keine übereinstimmende Betroffenheit zwischen vermeintlich Klassenlosen. Je nach Herkunft und Kontext manifestieren sich gesellschaftliche Risiken anders. Wer diese dann gleich behandelt, stabilisiert die Unterschiede.

3. Soziale Ungleichheit

Soziale Ungleichheit liegt vor, wenn Mitglieder einer Gesellschaft dauerhaft in unterschiedlichem Maße über notwendige oder begehrte Güter verfügen. Es geht dabei um die Verteilung von Wohlstand, Ansehen und Macht. Was einst als Grund-

widerspruch zwischen gesellschaftlicher Produktion und privater Aneignung diskutiert wurde, wird heute eher selten thematisiert. In der Sozialstrukturforschung verlagert sich der Blick von der vertikalen zur horizontalen Differenzierung. Karl Marx unterschied im 19. Jahrhundert die Lohnarbeitenden vom Bürgertum nach der Verfügungsgewalt über die Produktionsmittel. Analysen sozialer Schichten und Klassen definierten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Menschen nach weiteren Merkmalen wie Beruf, Qualifikationen, Einkommen und Besitz. Max Weber interessierte sich für die Entstehung des Kapitalismus. Als Ursache der sozialen Ungleichheit sah er die Lebensführung von Menschen in sozial geschlossenen Verkehrskreisen (mit spezifisch ständischer Lage). Durch soziale Schliessung reproduzieren Menschen soziale Ungleichheit, indem sie erlangte Vorteile sichern und andern den Zugang erschweren. Theodor Geiger formulierte sein Schichtmodell nach statistischen Angaben (über Berufe, Betriebe, Einkommen). Je nach Produktionsmittelbesitz, Beruf und Bildung ergibt sich eine objektive sozio-ökonomische Lage. Sie prägt die Mentalität der Menschen (nicht kausal). Wenn sich Lebensbedingungen und die Mentalität entsprechen, bilden Menschen eine soziale Schicht. Ralf Dahrendorf erörterte in seinem Schichtmodell, wie bedeutend soziales Prestige ist. Der Schichtbegriff ist seiner Auffassung nach gerade deshalb treffend, weil er die soziale Ungleichheit thematisiert. Alle erwähnten Ansätze fokussierten vertikale Ungleichheiten. Das änderte sich im Verlaufe der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Neuere Theorien sozialer Lagen und Milieus beziehen im Kontext der Individualisierung das subjektive Wohl und die Lebenszufriedenheit stärker ein. Sie betonen neue soziale Differenzierungen, die sich mehr horizontal gliedern.

Unterschiedliche Kapitalausstattungen prägen laut dem Soziologen Pierre Bourdieu (1984) die feinen Unterschiede im Umgang mit Risiken. Nach seiner Theorie des sozialen Raums markiert der Lebensstil den sozialen Ort der Menschen. Angehörige der Oberschicht sind eher in der Lage, einen spielerischen Umgang mit Wissen und Werten zu pflegen als Angehörige der Unterschicht. Bourdieu kritisiert, wie die Entdeckung kultureller Lebensstile dazu führt, die Gesellschaft mehr als Episode denn als Struktur zu betrachten. Konkurrenzbeziehungen zwischen den Handelnden kennzeichnen die sozialen Felder, denen spezifische Mechanismen der Kapitalisierung eigen sind. Nebst dem wirtschaftlichen Kapital (Vermögen) gibt es auch das soziale Kapital (Beziehungen) und das kulturelle Kapital (Bildung). Diese Differenzierung ist für die Analyse sozialer Risiken bedeutend.

Bourdieu stellt den sozialen Raum mehrdimensional dar, der sich aus mannigfaltigen autonomen Feldern mit besonderen Formen der Beherrschung zusammensetzt. Dabei lassen sich asymmetrische Beziehungen zwischen Individuen und Gruppen feststellen. Sie verfestigen sich zum Vorteil einzelner. Die Kapitalisierungsformen sind autonom, rivalisierend und verschränkt. Einzelne Akteure kumu-

lieren wirtschaftliches, kulturelles und politisches Kapital, während andere weitgehend ausgeschlossen bleiben. Sozio-strukturelle Daseinsbedingungen prägen Habitusstrukturen, die Bourdieu als System relativ dauerhafter, sich wandelnder und übertragbarer Dispositionen versteht. Das verinnerlichte (inkorporierte) habituelle Dispositionssystem ist Grundlage für den sozialen Sinn, der die sozialen Akteure leitet. Der Habitus beeinflusst den Lebensstil, der mit feinen Unterschieden die Zugehörigkeit zu sozialen Klassen dokumentiert, die sich im sozialen Raum positionieren und trotz Individualisierung keineswegs passé sind. Der aktuelle Risikodiskurs beachtet diese feinen Unterschiede zu wenig, die auch unterschiedliche Identitäten konstituieren. Der Diskurs muss die Bedingungen seiner Konstruktionen stärker berücksichtigen. Dass diese immer auch medial mitinszeniert sind, lässt sich am Beispiel der Vogelgrippe veranschaulichen.

4. Inszeniert und konstruiert

Der Soziologe Max Weber starb am 14. Juni 1920 in München an den Folgen der Spanischen Grippe. Ihr erlagen auch in der Schweiz Tausende von Menschen (1918: 25.000). „Trotzdem wurde diese Katastrophe während Jahrzehnten totgeschwiegen“, bilanziert „Das Magazin“ (13/2006). Anders verhält es sich bei der jüngsten Vogelgrippe. Sie sorgte für unzählige Schlagzeilen und symbolisiert Ängste, die durch soziale Risiken mit verursacht sind. Risiken sind stets sozial mitkonstruiert. So auch die Vogelgrippe. Sie existiert primär als Medienereignis. Die Debatten über die Vogelgrippe strapazieren das Risiko, das bislang relativ wenige Menschen direkt betraf. Gleichwohl erregte die Vogelgrippe viel Aufmerksamkeit. Dies vermutlich auch deshalb, weil sie sich gut vermarkten lässt. Die einen investieren in einträgliche Pharma-Aktien; andere konsumieren (nach Panikkäufen) teure Medikamente. Die Differenz zwischen diesen beiden Typen zeigt, dass soziale Konstruktionen nicht beliebig sind. Die soziale Herkunft und weitere Merkmale wie Alter, Ausbildung und Beruf beeinflussen das Bedürfnis nach Sicherheit und die Fähigkeit, Gefahren kognitiv zu antizipieren. Auch die Sichtbarkeit und sinnliche Erfahrung von Risiken entscheidet mit, wie wir sie wahrnehmen. Das Geschlecht spielt ebenfalls eine Rolle, auch bei der Konstruktion von Identität. Wenn zwei dasselbe tun, ist es nicht dasselbe.

Wichtig sind zudem zeitliche Epochen und kulturelle Hintergründe. „Wie haben wir das nur überlebt?“ titelt Michael Paetow (2006) sein schön illustriertes Buch. Früher hatten die Autos weder Sicherheitsgurte, noch Kopfstützen und schon gar keine Airbags. Anno 1968 durften Kinder auf den Rücksitzen spielen. Das war lustig, nicht gefährlich. Wir konnten damals auch ohne Helm Velo oder kleine Motorräder fahren und dachten kaum an die Verschmutzung der Umwelt. In den 1970er

Jahren drohte dann der Wald zu sterben. Es wimmelte von Borkenkäfern. Inzwischen haben sich diese Käfer massiv verbreitet. Sie sind aber kein Thema mehr. Vielleicht, weil die Bäume immer noch stehen oder andere Sorgen Vorrang haben. Kontrovers diskutiert wird, inwiefern die Verbreitung eines Risikos die Wahrnehmung prägt und eine übergreifende Identität konstituiert. Sei es, indem die Häufigkeit die Achtsamkeit oder die Gleichgültigkeit erhöht, was im Übrigen strittig ist. Wenn alles gefährlich ist, ist nichts mehr gefährlich; denn fünf Minuten vor zwölf Uhr ist es eh schon zu spät. So argumentieren die einen. Andere hoffen indes auf den Aufrüttelungseffekt oder auf die Kraft des Bewusstseins, das Ursachen kritisch reflektiert und antizipiert, was weiter folgen könnte. Je nach Standort verlockt die Sicht dazu, Risiken zu banalisieren, zu dramatisieren oder zu differenzieren.

Der Wandel des Risikodiskurses führt von strukturellen zu individuellen Bezügen. In den 1970er Jahren dominierte die Vernunft der Aufklärung. Mit viel Vertrauen in die Ratio und den Versuch, Probleme ursächlich zu ergründen. In den 1980er Jahren verstärkte sich ein Handlungs-Pragmatismus, der, von neuer Omnipotenz besetzt, an das Motto erinnert: „Heute handeln, morgen denken“. In den 1990er Jahren verbreitete sich schliesslich ein radikaler Konstruktivismus, der alles relativiert und keinen Anspruch mehr erhebt, soziale Wirklichkeiten ursächlich zu ergründen, zumal unklar sei, ob Realitäten überhaupt existieren. Der Wandel von strukturellen zu individuellen Bezügen zeigt sich in risiko-relevanten Diskursen. In der Sozialstrukturforschung verdrängen horizontale Analysen der sozialen Differenzierung die vertikalen (oben und unten). Persönliche Lagen und Milieus scheinen im Kontext der Individualisierung soziale Klassen und Schichten abzulösen, obwohl sich soziale Gegensätze bei den Einkommen und Vermögen verschärfen. In der Konfliktforschung konzentrieren sich neue Konzepte darauf, vordergründige Dynamiken zu dekonstruieren. Kritiken der Kritischen Theorie wollen „normativ aufgeladene Begriffe von emanzipatorischen Inhalten befreien“. Strukturelle Analysen betonten vor dreissig Jahren noch, wie Gewalt mitten aus der Gesellschaft kommt. Spätere Analysen wiesen vor allem auf die Bedeutung der familiären und schulischen Sozialisation hin. Heutige Ansätze erklären die Gewalt primär situativ und individuell. Sie heben zufällige Gegebenheiten und die persönliche Lust auf Gewalt hervor und vernachlässigen gesellschaftliche Bezüge. Parallelen zu aktuellen Risikodiskursen sind unverkennbar und werfen die Frage auf, was helfen könnte, Scheuklappen zu lockern. Dabei sind auch methodische Zugänge von Bedeutung.

Der positivistische Traum von der perfekten epistemologischen Unschuld ignoriert laut Pierre Bourdieu die Tatsache, dass der wesentliche Unterschied nicht zwischen einer Wissenschaft besteht, die eine Konstruktion vollzieht, und einer, die das nicht tut, sondern zwischen einer, die es tut, ohne es zu wissen, und einer, die darum

weiss und sich deshalb bemüht, ihre unvermeidbaren Konstruktionsakte und die Effekte, die diese ebenso unvermeidbar hervorbringen, möglichst umfassend zu kennen und zu kontrollieren. Wir müssen uns immer wieder vergegenwärtigen, dass das Besondere unseres Standpunktes darin besteht, ein Standpunkt im Hinblick auf einen anderen Standpunkt zu sein.

Wer soziale Realitäten erkunden will und sich fragend einmischt, dringt verändernd in ein Gefüge ein. Der Austausch zwischen den Beteiligten ist asymmetrisch und von je unterschiedlichen Ausstattungen mit Kapital abhängig. Je grösser die Kluft ist, desto stärker laufen auch Forschende Gefahr, Artefakte für bare Münzen zu halten, die sie selbst produzieren. Soziale Nähe ermöglicht Vertrautheit. Wenn beispielsweise Erwerbslose andere Erwerbslose befragen, entspringen die Fragen ähnlichen, aber keineswegs einheitlichen Dispositionen. Die Überwindung der Distanz verlangt und fördert soziale Aufrichtigkeit. Es geht darum, „ein generelles und genetisches Verständnis der Existenz des andern anzustreben, das auf der praktischen und theoretischen Einsicht in die sozialen Bedingungen basiert“ (Bourdieu 1997, 786). Zentral bleibt dabei der methodisch fundierte Blick für feine Unterschiede.

5. Neue Verbindlichkeit

Soziale Gegensätze sind auch in der Schweiz nicht neu, aber dank Medienberichten über Managerlöhne und über das Verhalten von Begüterten transparenter und brisanter als bislang. Etlichen alten Reichen genügt es, reich zu sein. Sie geben sich persönlich möglichst bescheiden. „Das alte Velo ist gut genug“, sagen sie zu ihren Kindern (Mäder/Streuli 2002). Neue Reiche tragen hingegen ihren Luxus eher zur Schau. Sie lassen sich gerne mit ihrer Limousine oder Yacht ablichten. Auch die goldene Uhr gewinnt wieder an Symbolwert. Einfache Leute träumen vielleicht davon. Wichtiger ist ihnen, dass ihre Kinder eine Lehrstelle finden. Vor zehn Jahren entschuldigten sich sozial Benachteiligte dafür, kein höheres Salär zu erzielen. Sie dachten, das liege an ihrem eigenen Unvermögen. Heute mehren sich nach unserer Studie über erwerbstätige Arme (Kutzner/Mäder/Knöpfel 2004) die empörten Stimmen unter ihnen. Während ihr verfügbares Einkommen sinkt, steigen die hohen Vermögen weiter an. Damit erhöht sich die soziale Brisanz im Rahmen der Risikogesellschaft.

„Wer arbeitet, hat keine Zeit, Geld zu verdienen“, sagt ein Reicher, der mit Aktien handelt. Das ist für Jugendliche, die eine Lehrstelle suchen, wenig ermutigend. Mich interessiert, was geschieht, wenn die soziale Kluft weiter zunimmt. Bricht dann der soziale Zusammenhalt auf? Die stärker artikulierte Wut führt bei einzelnen Benachteiligten dazu, sich mehr für eigene Interessen einzusetzen. Die eben-

falls spürbare Verunsicherung erhöht aber die Gefahr, Halt bei populistischen Kräften zu suchen. Das trifft teilweise auch für die steigende Zahl jener Angehörigen der Mittelschichten zu, bei denen trotz erhöhter beruflicher Mobilität das Haushaltseinkommen sinkt. Hinzu kommen allerdings gegenläufige Tendenzen.

Zwangsgeborgenheiten und enge soziale Kontrollen prägen kleinräumige, gemeinschaftliche Lebensweisen. Sie machen verständlich, weshalb viele Menschen städtische Freiheiten und sachlich distanzierte Sozialbeziehungen favorisieren. Diese erweisen sich aber als recht brüchig und kühl. Das mag die Bereitschaft fördern, wieder verbindlichere soziale Beziehungen einzugehen, und zwar nicht wie früher aus Angst oder Not, sondern frei gewählt und aus dem Bewusstsein, dass Risiken zu mindern sind. Neue Komplexitäten erfordern und fördern ein Differenzierungsvermögen, das pluralistische Strukturen berücksichtigt. Ältere Identitätskonzepte basierten auf relativ einheitlichen sozialen Voraussetzungen. Die viel gepriesene Authentizität strebte eine möglichst umfassende persönliche Kongruenz (zwischen Anspruch und Wirklichkeit) an. Heute ist es unabdingbar, Identitäten zu entwickeln, die vielfältige Widersprüche zulassen und in der Lage sind, mit Offenheiten umzugehen, ohne alles offen zu lassen und in Beliebigkeit abzudriften. Neue Identität zeichnet sich durch die Bereitschaft aus, Ambivalenzen einzugestehen. Sie entsagt jener bedrückenden Gemütlichkeit, die trügerisch Halt verspricht.

6. Soziale Wesen

Als ich zur Welt kam, waren andere schon da. Anderen geht das auch so. Wir Menschen sind soziale Wesen. Wir können uns nicht aus uns selbst erklären. Das Umfeld spielt mit. Das Bewusstsein, dass die Gesellschaft unser Verhalten prägt, entlastet uns einerseits davon, uns alles aufzubürden, was gesellschaftlich bedingt ist. Andererseits kann ich mir auch nicht nur auf die eigene Schulter klopfen, wenn mir etwas gelingt. Und wenn ich mich über andere ärgere, ist es manchmal schmerzlich, mit etwas Distanz zu sehen, Teil desselben Systems zu sein. Kritiken richten sich teilweise auch an die Adresse des eigenen Schattens. Das Bedürfnis nach gemeinschaftlicher Geborgenheit äußert sich heute in der zunehmenden Bedeutung kommunikativer Ansätze.

Das Ethos einer „subsidiären Solidarität“ beruht auf einem demokratischen Handlungsprinzip, das die Selbstinitiative favorisiert. Ansatzweise äußert sich das Prinzip in neuen sozialen Bewegungen. Wichtige Kennzeichen sind der Schutz der Schwachen und die gegenseitige Hilfe. Die „subsidiäre Solidarität“ zielt auf eine „Subsidiarisierung des Alltags“ ab. Die Subjektwerdung ist die Voraussetzung für das Ethos einer „subsidiären Solidarität“. Dazu gehören die Selbstbestimmung, die nicht ent-

fremdete Arbeit, die Einmischung in die Politik, der Zusammenschluss von Betroffenen, vielfältige Formen der Vernetzung, der ökologische Konsum sowie ein Wertewandel, der weg von der einseitig materialistischen Orientierung führt. Die „subsidiäre Solidarität“ impliziert eine gesellschaftliche Solidarität. Sie setzt bei den einzelnen an, die sozial eingebunden und zur aktiven Solidarität mit anderen zu befähigen sind. Grundlage sind aber gesellschaftliche Strukturen, die soziale Verbindlichkeiten garantieren.

Als „solidarische Subsidiarität“ bezeichnet Michael Opielka (2004) Konzepte einer alternativen Sozialpolitik, die in der Tradition frühbürgerlicher und sozialromantischer Sozialutopien eine solidarische Selbsthilfe und Selbstorganisation proklamieren. Vom Staat verlangen sie Zurückhaltung sowie eine soziale Infrastruktur, welche die Selbst- und Gemeinschaftshilfe unterstützt. Die „solidarische Subsidiarität“ bedeutet im Sinne des englischen „engagement“ und „commitment“ Verpflichtung und Verbindlichkeit. Sie beinhaltet ein sozialpolitisches Verständnis, das weit über den Familienkreis hinausreicht, und postuliert eine Autonomie, die sozial verknüpft ist und nicht jenem sozial entpflichteten Liberalismus entspricht, der das Gemeinwohl einseitig aus dem Eigennutz ableitet.

Die sozialphilosophische Dogmengeschichte stellt das Individuum der Gemeinschaft und Gesellschaft gegenüber. Es scheint eine unabhängige Einheit zu sein, die über einen freien Willen verfügt und sich selbst Grenzen setzt. Das Individuum wird aber erst durch die Gesellschaft zu dem, was das soziale Wesen ausmacht. Die individualistische Selbstverantwortung geht davon aus, dass es prinzipiell allen möglich ist und zugemutet werden kann, für sich zu sorgen. Sie orientiert sich am Leitbild selbstständiger Menschen. Diese nehmen ihr Schicksal in die eigenen Hände, sind leistungsfähig und schätzen den Wettbewerb als Antrieb zu höheren Leistungen. Wo ein Wille vorhanden ist, ist aber nicht immer ein Weg. Menschen sind auf Unterstützung angewiesen. Die Selbsthilfe wird dort wirksam, wo eine tragfähige Infrastruktur vorhanden ist.

Der Individualismus gilt heute als wesentliches Merkmal des sozialen Wandels. Er fördert die Vereinzelung und treibt die Gesellschaft auseinander, monieren die einen; andere verweisen auf die Zunahme der persönlichen Wahlfreiheit und neue solidarische Netze. Vielleicht sind wir noch blind für solche Muster, in denen ein hohes Potential an Beziehungsfähigkeit steckt, wie Heiner Keupp (1995) vermutet. Er meint damit eine kooperative Individualität mit starker Neigung zur freiwilligen Solidarität, die eine besondere Form der Alltagssolidarität darstellt.

7. Kommunitäre Individualität

Die aktuelle Kommunitarismus-Debatte befasst sich mit dem Zusammenhang von Individualisierung und Solidarität. Die Kritik an dem extremen Liberalismus und dem sozial entpflichteten Individualismus fordert einen Gemeinsinn mit zivilgesellschaftlicher Tugend und eigenwilligen, sozial eingebundenen Individuen. Keupp (1995) verwendet in diesem Zusammenhang den Begriff „kommunitäre Individualität“, der die individuelle Lebensgestaltung und soziale Verantwortung verknüpft. Die persönliche Entscheidungsfreiheit realisiert sich in einem sozialen Netz, das Risiken mindert und Freiräume ermöglicht. Sie wirft auch die Frage nach einer neuen Identität auf.

Während den relativ stabilen Wachstumsbedingungen der Nachkriegszeit hat der Entwicklungspsychologe Erik Erikson (1975) beschrieben, wie sich Menschen durch freies Rollen-Experimentieren in einem gesellschaftlichen Bereich ihren Platz suchen können. Mitmenschen dienen als Vergleich, Alters- und Berufsgruppen ebenso. Die Pluralisierung der Lebenslagen macht die Identitätsarbeit indes zu einem prekären Akt der Balance. Heiner Keupp (1995) zeigt unter den Voraussetzungen zunehmender Fragmentierung und Dezentrierung die Vorteile einer „Patchwork-Identität“ auf, bei der das Subjekt zum Konstrukteur seiner eigenen Person wird und sich von den Erwartungen des Umfeldes abnabelt. Damit ist nicht das Ende des Sozialen gemeint. Keupp grenzt die Patchwork-Identität von der beliebig multiplen ab. Unter den Bedingungen der Pluralisierung ist es bei den vielfältigen Erwartungen besonders wichtig, seine eigene zu definieren. Zur „Identität der pluralistischen Gesellschaft“ zählt Keupp das „reflexiv-kommunitäre Ich“, das sich vom proteischen wie vom fundamentalistischen Selbst unterscheidet und zur reflexiven Moderne passt. Zum proteischen gehört die „allseits fitte Person“. Sie sucht keinen persönlichen Kern, legt sich nie definitiv fest. Das fundamentalistische Selbst setzt auf ewige Wahrheiten und paart sich mit dem nationalen Grössenselbst. Das reflexiv-kommunitäre Selbst versteht sich im kommunitaristischen Sinne als Alternative zum liberalistischen. Es lehnt die Fiktion eines ungebundenen Selbst ab.

Trotz universeller Verhaltensmuster, die teilweise die Vielfalt der Lebensentwürfe einschränken, lässt sich eine Pluralisierung der Lebensstile feststellen, die partielle Freiheiten erhöht. Vielleicht gerät die meines Erachtens oft überschätzte, aber durchaus vorhandene Vielfalt zum heilsamen Stolperstein für jene, die unter den neuen Bedingungen die alte deckungsgleiche Identität suchen oder der Versuchung erliegen, möglichst vielen fremden Erwartungen gerecht zu werden. Die Pluralisierung beinhaltet immerhin die Chance, dass sich mit der Erfahrung der grösseren Vielfalt ein Selbstverständnis verbreiten könnte, das Differenzen respektiert. Die neue Identität lässt Widersprüche zu, ohne in Beliebigkeit abzudriften. Die Akzep-

tanz einer Differenz, die nicht auf Spaltung angelegt ist, dynamisiert die Entwicklungsprozesse. Sie kann gefährlich-ausgrenzende Homogenisierungen verhindern, die Identität als etwas verstehen, das sich gemäss alten Gemeinwohlkonzepten von oben und für alle verordnen lässt. Es gilt wohl deutlich Abstand zu deckungsgleichen Identitätsvorstellungen zu halten, die verkennen, dass Identität gerade dort zustande kommt, wo Widersprüche zugelassen sind und die Risikogesellschaft konstruktive Widerständigkeit erfordert.

Literatur

- Beck Ulrich, Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1986;
- Bourdieu Pierre, Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1984;
- Bourdieu Pierre, Das Elend der Welt: Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft, Universitätsverlag, Konstanz 1997;
- Dahrendorf Ralf, Über Grenzen. Lebenserinnerungen, C.H. Beck, München 2002;
- Erikson Erik H, Dimensionen einer neuen Identität, Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1975;
- Gruen Arno, Wahnsinn und Normalität, dtv, München 1987;
- Keupp Heiner, Identitätskonstruktionen, Rowohlt, Hamburg 2002 (1. A. 1999);
- Kutzner Stefan, Mäder Ueli, Knöpfel Carlo (Hg.), Working poor in der Schweiz: Wege aus der Sozialhilfe, Rüegger, Zürich 2004;
- Mäder Ueli, Für eine solidarische Gesellschaft, Rotpunktverlag, Zürich 1999;
- Mäder Ueli, Streuli Elisa, Reichtum in der Schweiz, Rotpunktverlag, Zürich 2002;
- Münkler Herfried, Fischer Karsten (Hg.), Gemeinwohl und Gemeinsinn, Akademie Verlag, Berlin 2002;
- Opielka Michael, Sozialpolitik, Rowohlt, Reinbek 2004;
- Paetow Michael, Wie haben wir das überlebt? Weltbild Buchverlag, Augsburg 2006;
- Sartre, Jean-Paul, Sartre, Questions de méthode, Gallimard, Paris 1960;
- Zonabend Francoise, La Presqu'île au nucléaire, Odile Jacob, Paris 1989.